

Einleitung: Mittelalterliche Migrations-, Kolonisations- und Assimilationsprozesse

Einen zentralen Gegenstand von komparatistisch angelegter Forschung bilden Migrations-, Kolonisations-, und Assimilationsprozesse. Große Wanderungen lassen sich bis zu den Anfängen der Menschheitsgeschichte zurückverfolgen. Menschen wandern von Hunger, Kriegen, klimatischen und ökologischen Veränderungen getrieben, auf der Flucht vor Verfolgungen, angespornt durch den Traum oder den Willen, ihre Lebensumstände zu verbessern. Manchmal ist es aber auch nur die Abenteuerlust. Die Neigung zum Wandern beziehungsweise das Nomadentum ist nach Meinung einiger Demografen in die Natur des Menschen eingeschrieben; andere Forscher wiederum behaupten, der Mensch sei von Natur aus eher an einen Ort gebunden, den er in den meisten Fällen nur aus Notwendigkeit verlasse. Aus welchen Gründen auch immer – Menschen sind gewandert und werden weiter wandern. Selbst wenn die Wüstenblume in Antoine de Saint-Exupéry's „Der kleine Prinz“, den wir alle gelesen haben, sagt, dass nur der Wind die Menschen hin und her treibe, weil sie keine Wurzeln hätten, so wissen sie doch, wohin sie wollen und vor allem was sie suchen – auch wenn sie dies oft nicht finden. Migrationen nehmen ständig zu, sowohl im Sinne der Emigration – obwohl man hartnäckig versucht sie aufzuhalten – als auch im Sinne der Binnenmigration, bei der es im Prinzip in vielen Ländern so gut wie keine Barrieren gibt. Im Zustand permanenter Wanderung befindet sich, von Hunger und Bürgerkriegen getrieben, die Bevölkerung auf dem afrikanischen Kontinent. Am häufigsten wechseln US-Amerikaner unter den Angehörigen der postindustriellen Nationen den Wohnort, die – wie einst Roma und Sinti – geradezu zyklisch umziehen. Statistisch wechseln jährlich bis zu zwanzig Prozent der US-Bevölkerung ihren Wohnort, wobei man dieser Tatsache heute keine negative Bedeutung beimisst, sondern sie als Zeichen von Mobilität sowie kultureller und ökonomischer Tätigkeit betrachtet (Wrong 1963: insbesondere 82–99).

In gewissem Sinne sind wir alle Zuwanderer, und uns unterscheidet nur der Zeitpunkt, an dem wir an einem bestimmten Ort ankamen. So sind bei den einen die Vorfahren bereits vor mehreren Tausend Jahren an einem Ort sesshaft geworden, bei den anderen erst vor einigen Hundert Jahren; bisweilen liegen gar nur wenige Generationen zwischen den Wanderern und Wanderinnen und den heute „Einheimischen“. Aus dem Blickwinkel des Individuums haben diese verschiedenen zeitlichen Distanzen freilich keinerlei Bedeutung. Menschen, die vor zwei oder drei Generationen an einem Ort „ihre Zelte aufgeschlagen“ haben und durch die Gräber ihrer Vorfahren mit dem neuen Land verwachsen sind, fühlen sich – wie Mitbewohner

und Mitbewohnerinnen, deren Vorfahren seit vielen Jahrhunderten mit dem Gebiet verbunden sind – als Einheimische, auch wenn die früher Angekommenen sie manchmal für Eindringlinge halten (Woodcock 1988; Sowell 1998; Landes 1998).

Die Wanderungen auf dem europäischen Kontinent sind nicht einzigartig, sie haben ihre Äquivalente in anderen Teilen der Erde, können aber als modellhaft gelten. Vieles, was sich hier abspielte, zeigte sich so oder in ähnlicher Form auch in Afrika oder Asien. Im Morgengrauen der europäischen Geschichte breitete sich – etwa ab dem 9. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung – die große griechische Kolonisation auf dem italienischen Festland, auf Sizilien und am Schwarzen Meer aus. Im frühen und im Hochmittelalter wurde Europa immer wieder von neuen Eroberern durchstreift, von denen sich viele für immer hier niederließen oder ihren Wohnort innerhalb des Kontinents veränderten. Zu nennen sind die Germanen, Slawen, Hunnen, Awaren, Araber, Ungarn, Bulgaren, Petschenegen, Kumanen oder die Mongolen. Mit Beginn der frühen Neuzeit, vor allem aber ab dem 16. Jahrhundert durchzogen große Gruppen von Glaubensflüchtlingen Europa; Goethe schildert in seinem Epos „Herrmann und Dorothea“ über die Figur der Dorothea ein solches Schicksal. Seit Ewigkeiten wanderten Juden – meist als Vertriebene – durch Europa: so aus dem mittelalterlichen England und später aus Deutschland, dem frühneuzeitlichen Spanien oder, an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, aus Russland.

Das 20. Jahrhundert schließlich zeugt in erschütternder Weise von Massenwanderungen, die nicht zuletzt auf die Politik von Hitler und Stalin zurückzuführen sind, doch bereits vor der stalinistischen und nationalsozialistischen Herrschaft waren solche Phänomene nicht unbekannt. Kraft des Vertrags von Lausanne 1923, der das Ende des Krieges zwischen der Türkei und Griechenland besiegelte, kam es zu Bevölkerungstransfers zwischen den beiden Staaten. Beinahe eine halbe Million Türken aus Griechenland sowie fast eineinhalb Millionen Griechen aus Kleinasien (eine griechische Bevölkerung war dort seit mindestens 2500 Jahren ansässig) wurden umgesiedelt. Die beiden Länder erhofften sich von diesen Umsiedlungsaktionen eine Entspannung der ethnischen Probleme. Die Griechen siedelte man hauptsächlich um Athen und Saloniki an, aber auch im griechischen Teil Makedoniens und auf Kreta; diese Insel wurde auch die neue Heimat aller ausgesiedelten Türken. Besonders in Griechenland, wo die Flüchtlinge ein Fünftel der Gesamtbevölkerung stellten, kam es zu einer erheblichen Wohnungsnot und anderen Versorgungsproblemen. Während des Zweiten Weltkriegs und direkt danach diente der Vertrag von Lausanne den Alliierten musterhaft zur Regelung der ethnischen Probleme in Ostmitteleuropa (Hirschon 2003). Mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht und der Roten Armee im September 1939 auf Polen kam es hier zu

großen Bevölkerungsverschiebungen. Man vertrieb Polen aus den Gebieten, die dem Dritten Reich sowie der Sowjetunion einverleibt worden waren, in das sogenannte Generalgouvernement. Auch wurden sie nach Sibirien und Kasachstan verschleppt – wie bald darauf Litauer, Letten, Esten und schließlich Wolgadeutsche. Gleichzeitig siedelte man Deutsche aus dem (süd)östlichen Europa, vor allem aus den beiden baltischen Staaten Estland und Lettland sowie der Ukraine im Rahmen der Aktion „Heim ins Reich“ in jenen Gebieten an, in welchen zuvor Polen und Juden gelebt hatten, die man um Hab und Gut gebracht hatte. Dies betraf vor allem die Gebiete Pommerellen (poln. Pomorze Gdańskie), Großpolen (poln. Wielkopolska) und die Umgebung der kleinpolnischen Stadt Zamość, wo ein „SS-Sonderlaboratorium“ eingerichtet wurde. Von hier wurden 1942 über hunderttausend polnische Bauern vertrieben (Franzen 2001: 38–40). Die deutschen „Einwanderer“ übernahmen deren verlassene Wohnungen und Hofstätten. Die enteigneten Juden brachte man in Vernichtungslager, wo man die meisten von ihnen ermordete. Nicht wenige Polen traf das gleiche Schicksal, die Mehrheit von ihnen verschleppte man jedoch als Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen ins Deutsche Reich. Mit dem letzten Kriegsjahr 1945 und der Nachkriegszeit wurden Mittel- und Osteuropa zum Schauplatz wahrer Völkerwanderungen. So zogen Deutsche, zunächst auf der Flucht vor der Roten Armee, etwas später im Rahmen von Umsiedlungen und Vertreibung, aus fast allen ostmitteleuropäischen Ländern nach Westen. Die Polen und Polinnen, die aus ihren Häusern im ehemaligen Ostpolen vertrieben oder aus den sowjetischen Lagern in der kasachischen Steppe beziehungsweise Sibiriens entlassen worden waren, zogen ebenfalls nach Westen. Dieser Vorgang wurde als „Repatriierung“ bezeichnet: Die Ostpolen, so die Interpretation, kehrten endlich aus den im 14. Jahrhundert, teilweise im 10. Jahrhundert annektierten ruthenischen Gebieten in ihre „wiedergewonnene“ Urheimat an der Oder und Neiße, die jetzt wieder Westpolen bildete, zurück. Auch viele Ungarn und Ungarinnen mussten im Rahmen der neuen osteuropäischen ethnischen Ordnung ihre alten Wohnorte verlassen, viele verließen so die Tschechoslowakei. Auf diese Weise bezahlten die Ungarn im 20. Jahrhundert ein zweites Mal für ein unglückliches Bündnis, diesmal für das Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland (das übrigens in der ungarischen Bevölkerung auf keine große Zustimmung stieß). Wie das Dritte Reich gehörte jedoch auch Ungarn zu den stärksten Gegnern des Versailler Vertrags. Die ukrainische Bevölkerung des neu entstandenen polnisch-sowjetischen Grenzgebiets siedelte man im Westen und Norden Polens an – Gebiete, die sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg formierten. Von den umfangreichen Zwangsumsiedlungen unter Stalin waren weite Teile der Bevölkerung auf dem Gebiet der UdSSR betroffen, vor allem Krimtataren und

Kaukasusvölker, aber auch die Griechen, die den sowjetischen Teil der Schwarzmeerküste seit langem bewohnten. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR gelang es einigen der Letzteren, nach Griechenland „zurückzukehren“, welches ihre Vorfahren vor einigen Tausend Jahren verlassen hatten. Interessant ist dabei, dass diese sogenannten Pontos- oder Schwarzmeergriechen, die teilweise die nördliche Schwarzmeerküste seit der antiken Kolonisation bewohnten, eigentlich bis zum Beginn der Stalin-Ära ohne größere Probleme in Städten am Schwarzen Meer lebten. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden sie nach Sibirien deportiert.

In den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts initiierte die Bundesrepublik Deutschland die „Rückholung“ der sogenannten deutschen Spätaussiedler aus Ostmittel- und Osteuropa, auch wenn diese Deutschen zumeist freiwillig und in der Regel vor vielen Jahrhunderten ausgewandert waren. Diese Aktion betraf vorrangig Deutsche in Polen, die aber vor allem in den neuen, „wiedergewonnenen Gebieten“ wohnten, die sie 1945 nicht verlassen hatten, dann Deutsche in Rumänien und seit den neunziger Jahren Menschen aus Russland und den postsowjetischen Staaten. Die Frage, inwiefern man sie noch als „Deutsche“ bezeichnen kann, ist ein höchst umstrittene; ausführlicher kann an dieser Stelle nicht auf sie eingegangen werden. Eine ähnliche „Einwanderungspolitik“ betrieb nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 die polnische Regierung und ermöglichte es Polen und Polinnen, die seit den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, vor allem in Kasachstan, lebten, nach Polen auszusiedeln. In den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden wir Zeugen von Massenfluchten und Zwangsumsiedlungen auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien. Ein weiteres Drama spielt sich vor unseren Augen in Tschetschenien ab, wo bereits seit zwei Jahrhunderten Aussiedlungen an der Tagesordnung sind, seien sie von zaristischer, sowjetischer oder nun wieder russischer Seite durchgeführt. Zu erinnern ist auch an die Arbeitsmigration in jenem Teil von Europa, den wir gemeinhin Westeuropa nennen, wenngleich er Schweden und Norwegen umfasst. Ab den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zogen vor allem türkische, südosteuropäische und italienische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen nach Deutschland, in Frankreich waren es Algerier und Algerierinnen, Marokkaner und Marokkanerinnen, in die Niederlande zogen Emigranten aus Indonesien; Großbritannien, vor allem England, wurde zu einem wahren ethnischen Mosaik (Ascherson 1998; Bacci 2000: 116–118, 170, passim; Naimark 2001). Schließlich wandern seit einigen Jahren viele junge Polen und Polinnen sowie Menschen aus anderen neuen EU-Mitgliedsstaaten vor allem nach Irland, Großbritannien, aber auch nach Holland und Norwegen aus; die bisherige Erfahrung

lehrt, dass sie mehrheitlich dort bleiben werden. Inzwischen geht es um Millionen von Menschen.

In der Forschung wird häufig behauptet, dass es zwischen der griechisch-römischen Epoche und dem Zeitalter der großen Entdeckungen in Europa keine Kolonisationsprozesse im Sinne der Besetzung und Besiedlung fremder Territorien gegeben habe. Die Termini „Kolonist“ und „Kolonisation“ seien in den Quellen dieser Zeit verschwunden (Ferro 1994). Zugleich wird aber der Beginn des Mittelalters auf die Zeit der großen Völkerwanderungen datiert, welche die ethnische Landkarte Europas stark verändert haben. Die europäische Überseekolonisation, mit deren Beginn die Neuzeit eingeläutet worden ist (Braudel 1978: 19, 22, 27), ist kaum ohne frühere europäische Kolonisationserfahrungen zu denken, die mit der Ausweitung der westeuropäischen Einflussphäre in fast allen Richtungen verbunden sind: nach Südwesten auf die Iberische Halbinsel, während der Kreuzzüge und durch die genuesischen und venezianischen Kolonien am Mittelmeer und am Schwarzen Meer nach Südosten und schließlich in die Gebiete östlich des Niederrheins und vor allem der Elbe (tschech. Labe). Als ein Musterbeispiel für koloniale Prozesse kann die englische Expansion in Irland gelten. Irland wurde nicht nur von den Engländern erobert und besiedelt, sondern war auch – wie neuzeitliche Kolonien – von der Kolonialmacht durch die See getrennt. Viele typische Merkmale kolonialer Unterwerfung und Besiedlung finden wir in Livland, also im heutigen Lettland und Estland. Zu erinnern ist an die Wanderungen von Sinti und Roma sowie an den weiteren Zustrom von Griechen ans Schwarze Meer (Rhode 1980; Bartlett, MacKay 1992; Watt 1993; Bartlett 1994; Zernack 1994; Piskorski 1999; Gillingham 2000; Gillingham 2002; Tolan 2002).

Neben der großen Völkerwanderung der Spätantike und des frühen Mittelalters unterscheiden Mediävisten gewöhnlich zwei weitere bedeutende Besiedlungswellen in der Geschichte des lateinischen Europa im Mittelalter: Die erste umfasste das karolingische Europa und ist im 8. und 9. Jahrhundert zu verorten. Die zweite, die sogenannte „Ostkolonisation“, die fast den gesamten Kontinent erfasste, setzte im 11. Jahrhundert ein und gewann in den folgenden zwei, drei Jahrhunderten an Dynamik. Ohne hier der Frage nach etwaigen Verbindungen zwischen den beiden nachzugehen, sei darauf hingewiesen, dass erstere vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, militärischen Charakter hatte. Meist handelte es sich folglich um eine *Landnahme*, die durch die Eroberung und Besetzung von Territorien gekennzeichnet war. Der zweiten Welle lagen hingegen eher – aber wieder nicht ausschließlich – wirtschaftliche Ursachen zugrunde.

Bedeutend für die zweite Welle der mittelalterlichen Kolonisationsprozesse war die sogenannte mittelalterliche Ostkolonisation. Darunter ist eine Siedlungsbewegung zu verstehen, die im 11. Jahrhundert in Holland und in Flandern ihren Ausgang nahm. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts erreichte sie die Weser und die Unterelbe, um die Mitte des 12. Jahrhunderts – durch deutsche Siedler verstärkt – das Gebiet der Mittelelbe. Später wurden Polen, Böhmen, Ungarn und schließlich Litauen, Preußen, Livland, die westliche Rus', Teile Skandinaviens, Siebenbürgen und der Balkan erfasst. Auf der Suche nach Brot, Freiheit und Abenteuern – mit anderen Worten „nach einem besseren Leben“, wie flämische Siedler sangen – zogen nicht Massen, sondern eher kleinere Gruppen nach Osten; es handelte sich dabei um äußerst mobile und unternehmerische Personen, die mit ihrem bisherigen sozialen Status und ihrer wirtschaftlichen Lage besonders unzufrieden waren; sie bildeten eine „Elite innerhalb der Eliten“, dies aber nicht nur im positiven Sinne des Wortes (Kuhn 1973: 229; Schlesinger: 1975; Higounet 1989; Piskorski 1991; Dralle 1991: 43–102; Bartlett 1994; Gawlas 1996; Johnson 1996: 27–44; Kłoczowski 1998: insbesondere 72–85).

Für Mittel- und Osteuropa, wo sich seit Jahrtausenden die Einflüsse vieler Völker vermischen, lässt sich sicherlich niemals genau feststellen, wie viele und welche Immigranten im Rahmen der mittelalterlichen Kolonisation zugewandert sind. Britische Forschungen zum Y-Chromosom sind hier allerdings aussagekräftig: Die meisten Bewohner der Britischen Inseln sind trotz der angelsächsischen und normannischen Invasion keltischen Ursprungs, obwohl viele Forscher aufgrund einer fehlerhaften Analyse der schriftlichen Quellen ein anderes Ergebnis erwartet hätten (Hoag 2004). Sie hatten übersehen, dass eine zugewanderte Bevölkerung immer größere Aufmerksamkeit auf sich zieht, was keineswegs deren quantitative Überlegenheit beweist. Und auch heute spricht man ja in den Medien eher über Außergewöhnliches, nicht aber über das Alltagsleben, das viel zu „normal“ ist, als dass es Interesse wecken könnte.

Wenn wir aus dem mittelalterlichen Quellenmaterial, das alles andere als reichhaltig ist, Schlüsse ziehen dürfen, so scheint es, dass zumindest in einigen Gebieten Ostmitteleuropas die Bevölkerungszahl prinzipiell gestiegen ist. Man kann sich allerdings darüber streiten, inwieweit dies ein unmittelbares Ergebnis der Migration oder das Resultat der gesteigerten landwirtschaftlichen Produktivität und der beschleunigten Urbanisierung war. Dieses Wachstum wäre jedoch (jedenfalls in diesem Tempo und in diesem Ausmaß) nicht möglich gewesen, wenn nicht ein prinzipieller Wandel in der gesellschaftlichen Organisation, ein attraktiveres Rechtssystem, eine – für die damalige Zeit – modernere Produktionstechnik und -technologie, ein rationalisierteres und normierteres Steuersystem und schließlich ein Klima,

das soziale Veränderungen provozierte, eingesetzt hätten. Dieses äußerte sich besonders in der wachsenden Mobilität fast aller Bevölkerungsschichten, die sich durch die Kolonisation sowohl materiell als auch gesellschaftlich eine Chance zur Verbesserung ihrer Lebensumstände erhofften. Dabei ist es unwichtig, ob diese Träume realistisch waren.

Es ist anzunehmen, dass den meisten Immigranten und Immigrantinnen, zumindest der ersten Generation, eine materielle Verbesserung ihres Lebensstandards nicht vergönnt war. Ein deutsches Sprichwort, überliefert aus den Anfängen des 13. Jahrhunderts, lässt hieran keinen Zweifel: Tod – Not – Brot. In dieser Reihenfolge erlebten die aufeinanderfolgenden Generationen der Kolonisten ihren Alltag (Godeschalck 1979; Strzelczyk 1985: 141–143). Ähnliches erwartete Mitte des 19. Jahrhunderts viele Siedler in Kalifornien. Weil die Hoffnungen, hier Gold zu finden, allzu oft enttäuscht wurden, bauten die Immigranten und Immigrantinnen ein sehr gespaltenes Verhältnis zu Kalifornien auf und bezeichneten es als ein „von Gott verlassenes Land“; nichtsdestotrotz kursierten über den angeblichen kalifornischen Reichtum fast in der ganzen Welt Legenden (Royce 1977: 86 f.).

Als die wesentlichsten Veränderungen im Zusammenhang mit der niederländischen, flämischen und deutschen Kolonisation und den damit einhergehenden rechtlichen Neuerungen (wie durch das niederländische, flämische und deutsche Recht) in Mittel- und Ostmitteleuropa (dies alles mit zahlreichen regionalen Nuancen) sind zum einen das Prinzip der Vertragsbindung zwischen dem Landbesitzer und dem siedelnden Pächter und zum anderen die Urbanisierung zu nennen. Die Anzahl der Städte in Ostmitteleuropa stieg vom 12. bis zum 14. Jahrhundert sprunghaft an. Es handelte sich hierbei um Städte eines neuen Typus, die in den Quellen als *civitates liberae* bezeichnet werden, als *freie Städte*, die über eine weitreichende innere Autonomie verfügten. In den Städten und in ihrer Umgebung konzentrierten sich die Einflüsse der Immigranten und Immigrantinnen – Juden, Wallonen, Holländer, Flamen, Deutsche, welche in Mittel- und Ostmitteleuropa sicherlich dominierten, Italiener (vor allem in Ungarn und Polen) und dann Polen (vor allem in Litauen und der Rus', aber auch in Ungarn einschließlich der Slowakei), Ungarn (in Siebenbürgen, Kroatien und Slowenien), Armenier, Tataren und andere muslimische Bevölkerungsgruppen (insbesondere im Gebiet des historischen Ostpolen, vor allem in Lemberg [poln. Lwów, russ. L'vov, ukrain. L'viv]) und schließlich Schweden, Dänen und Russen in den livländischen und finnischen Städten. Die Städte wurden zu Schmelztiegeln, in denen sich die Sprachen und Gebräuche der verschiedenen zugewanderten und autochthonen Gruppen vermischten. Gemeinsam mit dem nahen Hinterland bildeten sie „Intensitätsinseln“, wie sie in der Forschung bisweilen bezeichnet werden. An diesen Orten stieg die Produktivität am schnellsten, und von hier

bahnten sich neue organisatorische sowie technische Errungenschaften ihren Weg (Piskorski 1990: 247 f.).

Betrachtet man sich die bedeutende Ausbreitung des sogenannten deutschen Rechts in Ostmitteleuropa, so sollte man nicht vergessen, dass es im Mittelalter kein standardisiertes „deutsches Recht“ gab. Bauern und Bürger in Altdeutschland, wie man die Kerngebiete des Deutschen Reichs nennt, waren nicht dem deutschen Recht, sondern dem Recht der Sachsen, der Bayern, der Franken, der Holländer und anderer unterstellt. Von „deutschem Recht“ ist erst im Hochmittelalter im Zusammenhang mit den slawischen Kolonisationsgebieten östlich der Elbe die Rede, wo Bayern, Franken, Holländer und andere Siedler immer öfter nicht mehr nach ihrer Herkunft unterschieden wurden. Zwar verband man im Allgemeinen das fränkische Recht mit der Kolonisation der Waldgebiete und das holländische Recht mit der Besiedlung der Niederungsgebiete, doch mit der Zeit übernahmen die einzelnen Rechtssysteme auch Elemente der anderen, und es schlich sich der Terminus „deutsches Recht“ als Oberbegriff für die verschiedenen deutschen Rechte ein. So entstand auf slawischem Siedlungsgebiet ein „deutsches Recht“, das so in den deutschen Kerngebieten nicht existiert hatte. Die Veränderungen waren bisweilen von so großem Ausmaß, dass von dem ursprünglichen Rechtsverständnis nur noch wenig durchschien. Je weiter sich die Siedler und Siedlerinnen gen Osten bewegten, desto öfter wurden vom „deutschen Recht“ nur noch einige wenige Punkte berücksichtigt, so zum Beispiel Aspekte, die für die Durchführung der neuen Feldvermessung und -verteilung bedeutsam waren.

Ein eigenständiges Phänomen, das dennoch in vielen Punkten dem Verlauf der Siedlungsprozesse im lateinischen Europa ähnlich ist, bildet die ruthenische, russische beziehungsweise generell die ostslawische Kolonisation. Anfänglich, etwa vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, richtete sie sich von Novgorod aus gen Nordosten, und damit in ein Gebiet, in welchem finnische Stämme siedelten. Anscheinend lagen die beiden späteren Zentren des Moskauer Russland (Rossia Moscovitica, wie Klaus Zernack es nennt) – Moskau und Petersburg – ursprünglich auf finnischem Gebiet (die beiden preußischen Zentren lagen ebenfalls nicht auf „deutschem“ Boden: Berlin lag auf slawischem und Königsberg auf altpreußischem Gebiet). Die Geschichte des Moskauer Staates wäre demnach eine Kolonialgeschichte par excellence, was übrigens die ältere russische Historiografie hervorgehoben hat. Anders war es im Südosten von Europa, wo die Expansion der Kiewer Rus' bald von den nomadischen Petschenegen, Kumanen und schließlich Mongolen gestoppt wurde. Letztere gingen zum Angriff über und unterwarfen im 13. Jahrhundert fast die gesamte Rus' mit Ausnahme jener Gebiete, die sich unter litauischer und polnischer

Herrschaft befanden. Erst gegen Ende des 15. und dann im 16. Jahrhundert verfügte Moskau über die Möglichkeiten, seine Kolonisationsbestrebungen nach Osten auszudehnen. Im Westen verhinderte der polnisch-litauische Staat, der bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts eher in der Offensive war, eine Expansion. Die russischen Kolonisten, darunter auch Kosaken, gelangten schnell bis an den Ural und nahmen im 17. Jahrhundert ganz Sibirien bis zum Ochotskischen Meer und zur Beringstraße ein. Auch wenn heutige Forschungen beweisen, dass an der russischen Kolonisation in der Anfangszeit nicht allzu viele Menschen beteiligt waren, schätzt man, dass sich in den folgenden zwei Jahrhunderten die Bevölkerung Sibiriens vervierzigfachte (Treadgold 1952; Gerhard 1958: 223–228; Stökl 1975; Rhode 1980: 187 f., 190, 192, 197; Zernack 1994: 113 f.; Haumann 1996: 232–234).

Je nach den Umständen der Kolonisation gestalteten sich die Beziehungen zwischen Immigranten und Einheimischen (siehe den Beitrag von Jan M. Piskorski „Ethnischer Wandel im mittelalterlichen Ostmittel- und Osteuropa“ in diesem Band). Hier sei allerdings daran erinnert, dass fast nirgendwo in Mittel- und Ostmitteleuropa die Kolonisation an sich den Verlauf der Assimilations- und Akkulturationsprozesse geprägt hat. Über diesen entschieden mehrere Faktoren.

Die Nationalhistoriografien des 19. Jahrhunderts bewerteten zumeist das Ausmaß der Migrationsprozesse über und hielten diese für ein Phänomen, das die nationale Existenz bedrohte. Nach ihrer Meinung führten sie entweder Fremde auf das eigene Territorium oder bewirkten einen Bevölkerungsrückgang. So sei die jeweilige „einheimische“ Bevölkerung dem Dienst fremder Staaten und Völker ausgeliefert worden. Zwar betonten auch die Nationalhistoriografien, dass Innovationen ohne Austausch (sei es der Informations- oder Bevölkerungsaustausch) nicht möglich sind; gleichzeitig wurde – übrigens zu Recht – darauf hingewiesen, dass dieser Austausch meistens nicht gleichrangig war: Vielerorts nahmen Zuwanderer und Alteingesessene nicht die gleichen gesellschaftlichen Positionen ein. So dominierten in Böhmen, Polen, Ungarn und Livland deutsche Zuwanderer das politische oder zumindest das ökonomische Geschehen. Sie wohnten häufig in größeren Städten und deren nächstem Umland. Deutsche Einwanderer waren besonders zahlreich in der Kaufmannschaft und im Gewerbe vertreten und stellten auf dem Land vielerorts die Müller und Schmiede. Aus ihren Reihen stammten Vögte, Schultheißen, Schöffen und die ersten Bürgermeister. Sie waren prädestiniert für diese Ämter, weil nur sie eines der „deutschen Rechte“ kannten, welche in den Städten zur Anwendung kamen. In manchen Städten waren die Einwanderer anfänglich fast unter sich: Die Könige und Prinzen der entsprechenden Territorien – wie in

Krakau 1257 – erließen Verbote, die es den Einheimischen untersagten, mit den Zuwanderern zusammenzuleben.

Es lag nicht im Interesse der Herrschenden, die Zuwanderer und ihre Familien zu unterstützen, geschweige denn die osteuropäischen Regionen zu „germanisieren“, wie bisweilen im 19. Jahrhundert vermutet wurde. Man beabsichtigte eher, neue Siedler aus dem Ausland zu gewinnen, ohne dabei auf die Steuereinnahmen und Dienste der einheimischen Bevölkerung verzichten zu müssen. Vergleichbar ist dieses Vorgehen mit dem merkantilistischen Wirtschaftssystem des 18. Jahrhunderts. Dieses basierte bekanntlich auf dem Glauben, dass Entwicklung und Innovation nur auf Kosten der Nachbarn möglich sei. Während in Ostmitteleuropa überwiegend deutsche Einwanderer siedelten, wanderten Schweden nach Finnland, Polen zogen nach Ruthenien (der heutigen Westukraine) und vor allem nach Litauen (das damals auch das heutige Weißrussland umfasste), neben Deutschen ließen sich Ungarn in der Slowakei und in den östlichen und südlichen Gebieten des historischen Königreichs Ungarn nieder. Diese Asymmetrie soll nicht verwischt werden. Es ist aber völlig unbekannt, ob „einheimische“ Lösungen, wie man sie gern in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesehen hätte, sich für den gesamten Transformationsprozess, also für den Umbau der Gesellschaft und Wirtschaft im östlichen Europa, als erfolgreicher erwiesen hätten. Einen dritten Weg – im Sinne einer Entkoppelung von den damals europaweit stattfindenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen – gab es einfach nicht, weil dies in eine Sackgasse geführt hätte. Als „gefährlich“ wurden die Migrationsprozesse eigentlich nur aus der nationalistischen Perspektive des 19. und 20. Jahrhunderts interpretiert (Potkański 1924; Brather 2001; Piskorski 2002: 7–23).

Hinsichtlich der neuzeitlichen Überseekolonisation wird betont, dass sie in vielen Fällen die evolutionäre Entwicklung der einheimischen Gesellschaften erstickt und dadurch die sogenannte Involution, also deren Rückentwicklung auf ökonomischer und sozialer Ebene, eingeleitet habe. In anderen Fällen habe dagegen „die europäische Penetration einheimische Modernisierungsprozesse belebt, die sich zuvor nicht hatten entfalten können“ (Wesseling 1978: 3). Wenn man überhaupt die mittelalterliche Ostkolonisation mit der neuzeitlichen europäischen Eroberung der „Neuen Welt“ vergleichen will, so darf man nicht vergessen, dass sich in Europa – anders als in Übersee – doch recht ähnliche Gesellschaften begegneten. Mit wenigen Ausnahmen handelte es sich um längst christianisierte Völker, was nicht ohne Auswirkungen auf deren gesellschaftliche und wirtschaftliche Organisation blieb. Bevor sich in Böhmen, Polen, Teilen der Rus' und Ungarn das „deutschen Recht“ durchsetzen konnte

und Ansiedler aus dem Westen sich weithin niederließen, hatten die Regierenden und die Kirche in diesen Gebieten schon nach neuen Wirtschaftsformen gesucht. Dies manifestiert sich ab der Mitte des 12. Jahrhunderts in Kolonisationsvorgängen zu „einheimischem Recht“. Summa summarum erwiesen sich also die bereits ansässigen Gesellschaften für die Aneignung der importierten Verfassungen sowie der technischen Neuerungen aus dem Süden und dem Westen als gut vorbereitet. Wären diese Dispositionen nicht vorhanden gewesen, so hätten sie wohl den höheren „Preis“ – im ethnischen Sinne – bezahlen müssen und wären sicherlich einem Anpassungsdruck unterlegen.

Nicht nur das Beispiel des antiken Sardinien und seiner phönizischen Anleihen im Bereich der Metallurgie beweist – wie Fernand Braudel dargestellt hat –, dass offene und unabhängige Kulturen sich nicht vor Anleihen und fremden Anstößen fürchten, sondern diese gewinnbringend nutzen können (Braudel u. a. 1982: 79). Imitation ist nicht per se negativ zu verstehen, auch eine gute Kopie ist an sich nicht schlecht. Im Römischen Reich tauchte die griechische Kolonialkeramik gleichzeitig mit ihren lokalen Imitaten auf, wobei niemand die damalige Apenninen-Halbinsel als rückständig bezeichnen würde (Ziolkowski 2000). Ein anderes Beispiel für den Erfolg eines offenen Kulturmodells sind sicherlich auch die Wanderungen der Slawen in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends. Deren Migrationsgeschwindigkeit, Energie und schließlich ihr Ergebnis – die Einnahme halb Europas von Griechenland bis Dänemark – sind geradezu unerklärlich, aber unter Archäologen setzt sich die Ansicht durch, dass dem Erfolg der Slawen ihre Adaptionfähigkeit und die Offenheit für fremde Einflüsse zugrunde liegen (Wolfram 1997: 52; Urbańczyk 2000: 137). Das Ostmitteleuropa des 12. bis 14. Jahrhunderts ist ein weiteres Beispiel dafür, wie kultureller Fortschritt durch die geschickte Ausnutzung organisatorischer und wirtschaftlicher Errungenschaften Süd- und Westeuropas möglich ist. Das „jüngere Europa“ profitiert hier vom „älteren Europa“. Ostmitteleuropa vermochte diese Leistungen den eigenen Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprechend anzupassen. Die Menschen in Ostmitteleuropa waren für die Einflüsse aus dem Osten und Südosten, wie der griechischen Schwarzmeerküste, offen, welche sich allmählich im Westen und Nordwesten Europas durchsetzten (Breyer 1988; Koromila 1991; Ascherson 1998; Troebst 2000). Als weitere Beispiele seien die karaimische, armenische und tatarische Kolonisation und schließlich das „walachische Recht“ angeführt. Mit Hilfe des Letzteren bewirtschaftete man die Hochebenen der Walachei und das Karpatenvorland bis nach Polen. Wie auch im Falle des „deutschen Rechts“ bedienten sich zunächst nur Walachen des „walachischen Rechts“, erst nach und nach übernahmen auch andere ethnische Gruppen dieses System. In Polen wurde es schließlich

zum allgemeinen Hirten- und Weiderecht (Salamon, Strzelczyk 2004). Selbst wenn keiner dieser Prozesse, sei es auf demografischer oder verwaltungstechnischer Ebene, die Dimension der deutschen und deutschrechtlichen Kolonisation in Mittel- und Ostmitteleuropa besitzt, so entscheiden sie in ihrer Gesamtheit über das Spezifische und über die Eigendynamik der Kolonisationsbewegungen im mittelalterlichen Ostmitteleuropa. Einen eigenen Problemkreis bilden – wie bereits erwähnt – die Kolonisationsprozesse in der Rus', anfänglich in der Kiewer und der Novgoroder Rus', später dann im Moskauer Russland. Die folgenden Beiträge sollen exemplarisch einen Überblick über Migrations- und Kolonisationsbewegungen im östlichen Europa des Mittelalters bieten, das Leben in den multiethnischen Städten beleuchten und auf die Vielfalt der damaligen Lebensformen aufmerksam machen.

Aus dem Polnischen übersetzt von Andreas Warnecke